

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



SAİT FAİK ABASIYANIK

Geschichten aus Istanbul

*Aus dem Türkischen übersetzt
und mit einem Nachwort
von Gerhard Meier*

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

DAS BÜNDEL

Ich erinnere mich noch gut an den Abend, an dem sie zu uns kam.

Unter unserem Maulbeerbaum erzählte ich den Kindern aus dem Viertel gerade, was wir Großen am Fluss so getrieben hatten, und sie hingen mir an den Lippen, denn es konnte ja keiner von ihnen schwimmen. Sie waren begierig zu erfahren, wie ich es gelernt hatte, und ich berichtete so lebhaft davon, dass sie keinen Mucks von sich gaben. Ihre Blicke waren voller Fragen, und ich begriff in meinem Eifer sofort, was sie wissen wollten, und ließ sie erst gar nicht zu Wort kommen.

Als sie aus der Tür in den Garten trat und mich rief, ließ ich mir nicht anmerken, wie sehr ihr Anblick mich berührte, und redete einfach weiter. «Ich konnte also nicht mehr stehen und begann schon Wasser zu schlucken, aber irgendwie hatte ich überhaupt keine Angst und fragte mich nur, was ich tun sollte.»

«Junger Herr, Ihre Mutter ruft Sie.»

«Ich komme gleich», erwiderte ich rasch und

erzählte dann weiter, wie ich kurz vor dem Ertrinken innerhalb von Sekunden das Schwimmen gelernt hatte.

Erst als die anderen Jungen sich trollten, ging ich auf die Tür zu, an der sie noch immer wartete. Sie sah nicht mich an, sondern einen Stieglitz, der auf dem Quittenbaum tirilierte.

«Ist das eine Nachtigall?», fragte sie.

«Nein, ein Stieglitz.»

Sie tat so, als begreife sie nicht, und sagte dann: «Ach was, das vorhin war ein Stieglitz!»

«Ungezogenes Ding! Was bildest du dir ein?»

Mit traurigem Blick sah sie mich lange an. Dann gingen wir durch die Küche, ich vorne weg, sie hintendrein. Herablassend fragte ich sie, warum sie überhaupt bei uns im Haus sei.

«Ich war zuvor als Pflegekind bei Major Hidayet», antwortete sie.

Ach, wenn Sie wüssten, was für ein verzogenes Bürgersöhnchen ich war! Ich habe das Mädchen schikaniert, wo ich nur konnte. Auf ihrer dunklen Haut hatte sie von meinem Zwicken und Quälen bald blaue Flecken, ja regelrechte Wunden, und auf den zarten, blauadrigen Gelenken ihrer unförmigen kleinen Hände sah man die Spuren meiner Fingernägel.

Trotz all meiner Gemeinheiten wurde sie im-

mer wieder zutraulich; darauf spuckte ich ihr ins Gesicht oder ohrfeigte sie. Laut Geburtsschein war sie ein Jahr älter als ich. In unseren kindlich mageren Körpern steckte viel Ungestüm und Frechheit.

Sie hatte unter ihrem schwarzen Kleid hoch angesetzte radieschengroße Brüste, hatte sonnengebleichte Haare und wunderschön geformte nackte Füße, die im Vergleich zu ihrem dunklen Teint außergewöhnlich weiß waren, und in dieser Gestalt erschien sie mir in einer Winternacht im Traum. Mir wurde darin die Hand des Mädchens in die meine gelegt, und zwar von einem Mann, der mir damals vorkam wie mein Großvater, während ich ihn später eher für einen Derwisch hielt und heute sogar für den Weihnachtsmann.

«Dass ihr mir ja nicht streitet», sagte der Mann im Traum zu mir und zog dabei die buschigen Augenbrauen bis zu den unteren Wimpern herab. Wir stritten uns auch nicht. Lediglich im Traum nicht, das muss betont werden. Ja, es war ein Traum. Und so ging er weiter: Wir standen händchenhaltend unter dem Maulbeerbaum. Der Stieglitz zwitscherte auf dem Quittenbaum, und über uns am Himmel glänzten große Sterne. Riesig stand am Horizont der Mond, einer schilf-

bewachsenen, kieseligen Bucht an einem Seeufer gleich. Auf diese Bucht gingen wir nun zu.

Nur so viel weiß ich noch von meinem Traum. Die Vorfreude auf eine Frucht ist intensiver als der eigentliche Genuss der Frucht. Ich erinnere mich vage, am Ende meines Traums eine seltsame Frucht gegessen zu haben, für die man aus dem Paradies verstoßen wird.

Am nächsten Morgen ging mit der Sonne auch die Wahrheit auf. Draußen im Garten zerstiess ich die Eisschicht am Brunnen und wusch mir mit viel Wasser das Gesicht. Noch immer war mir, als wandelte ich im Traum dahin. Ich traf sie im Flur, mit dem Schuhappen in der Hand. Sie schien sich noch gar nicht das Gesicht gewaschen zu haben. Ihre Mandelaugen waren aufgequollen. Am Hals hatte sie Flecken wie Flohbisse.

Als sie sich daranmachte, meine Schuhe zu putzen, beugte ich mich zu ihr hinab, und aus bis dahin nie gekanntem Verlangen küsste ich sie aufs Haupt. Dann riss ich ihr schnell ein paar Haare aus, die ich auf dem Schulweg, noch immer wie im Traum befangen, genauestens untersuchte. Sie waren am einen Ende schwarz, am anderen aber fast blond.

Unsere Gespräche verliefen immer so:

«Du hast ja meine Schuhe nicht geputzt!»

«Und ob ich sie geputzt habe, junger Herr!»

«Hast du nicht, sage ich dir!»

Dann hatte ich wieder halb schwarze, halb blonde Haare in der Hand. Sie aber kauerte am Boden und weinte leise. Das machte mich noch wütender. «Hast etwa du das Heft zerrissen?»

«Habe ich nicht, junger Herr!»

«Natürlich warst du es!» Sie konnte schlecht ein zweites Mal sagen, dass sie es nicht war.

«Hast du meine Mappe durchwühlt?»

«Ich wollte nur die Bilder in den Büchern anschauen, junger Herr!»

«Wozu denn?»

«Weil sie mir gefallen.»

Als ich diese Antwort erhielt, hätte ich am liebsten den folgenden Satz erwidert, der mir seither nicht aus dem Kopf geht. Ich wollte sagen: «Du gefällt mir auch. Sogar noch mehr als die Pistazien, die ich so gern esse, ohne dir je davon abzugeben. Und doch kann ich dich nicht einfach von deiner Schale befreien und die herrliche grüne Frucht genießen...»

«Mädchen!»

«Was ist, junger Herr?»

«Ach nichts.»

«Junger Herr!»

«Was ist?»

«Ach, nichts.»

Wir saßen unter dem Maulbeerbaum. Die obigen Sätze sprachen wir nicht wirklich, doch war uns, als stünden wir längst in solchem Dialog. Ihr Kopf ruhte auf meinem Schoß, ich hatte ihren Duft in der Nase, und es war ein glühend heißer Sommermittag, als meine Mutter uns so ertappte. Ich schoss durchs Gartentor, rannete zum Fluss, dessen lauen Fluten ich bis zum Abend nicht entstieg. Daheim stand ich im Garten wieder mit den Nachbarsjungen zusammen. All meine Erregung schien verflogen. Ich tat, als hörte ich den Kameraden zu, doch lugte ich unentwegt zum Haus. Aber sie kam nicht, um mich zu rufen. Schließlich machten die anderen sich davon. Ich ging in die Küche, doch auch dort war sie nicht.

Jeder im Haus wusste, dass sie in einer Ecke der Rumpelkammer ihr Bündel aufbewahrte. Wenn im Haus etwas verschwand, sah man immer erst heimlich in dem aus roten, weißen, gelben und blauen Flickern zusammengenähten Bündel nach. Ich suchte das Bündel in der Ecke der Rumpelkammer, dort, wo es nach Mottenkugeln roch. Es war nicht mehr da.

DAS ZWEITE HAUS MEINES VATERS

Ich wusste damals nicht, warum wir zu jenem Haus auf dem Land ritten, in dem sie dem Bratensaft Bulgur und Grieß beimischten. Wir betraten es so umstandslos, als würden wir erwartet, doch warum das so war, will ich heute, wo ich einsam und sorgenvoll vom Hotelfenster aus auf die Straßenbahn sehe, nicht verraten.

Als wir im Nachbardorf die Pferde tränkten, ertönte schon der Ruf zum Abendgebet. Seit wir in der Stadt losgeritten waren, machte mein Vater ein verdrossenes Gesicht, vielleicht wegen des grauen Himmels über uns oder der staubigen Straße voller Schlaglöcher. Hätte ich auch nur ein Wort gesagt, so wären wir vermutlich umgekehrt. Wir wären durch die stillen, lediglich von Hundegebell erfüllten Straßen zurückgaloppiert, hätten die Pferde in den Stall gestellt, und mein Vater hätte sich ins Kaffeehaus verzogen und ich mich in mein Zimmer. Am besten schien mir, gar nichts zu sagen und ebenfalls nur mürrisch dreinzublicken. Ein paarmal strauchelte mein Pferd, weil ich nicht aufgepasst hatte,

und ich sah dann, wie die Brauen meines Vaters sich sträubten. Er würdigte mich aber keines Blickes. Hätten wir einander angesehen, wäre ihm nämlich sein künstlich-spöttisches Lächeln entschlüpft. Sein Pferd strauchelte nie. Als wir an dem Haus ankamen, wurden uns die Pferde von einem schwächlichen Jungen abgenommen. Er hatte an der Mütze eine Nelke stecken und meinte wohl, die hätte es mir angetan, denn er setzte sie ab und streckte sie mir entgegen. Dabei hatte ich vielmehr seine Augen und seine Wangen angesehen, die leuchteten wie feuchtes Stroh. Vielleicht, weil er mir jene nicht geben konnte, reichte er mir die Nelke. Mein Vater wandte mir den Rücken zu. Ich roch an der Blume. Als ich sie hinters Ohr steckte, drehte mein Vater sich gerade zu mir um. Er lächelte nicht. Richtig ernst wirkte er allerdings auch nicht. Eher ausdruckslos, von geradezu blödsinnigem Gleichmut. Ich muss rot geworden sein. Da erblickte ich plötzlich einen Kampfhahn mit kahlem rotem Hals; im Halbdunkel sah er riesig aus. Vermutlich war er ungeheuer stark.

«Na, komm schon», murmelte mein Vater.

Während wir ins Haus gingen, führte der Junge bedächtig unsere Pferde davon.

Drinne roch es nach Stroh und getrockne-

tem Kuhmist, aus Butterfässern schlug mir säuerlicher Ayran-Geruch in die Nase. Wir stiegen ein paar Treppenstufen empor. Auf einer Art Podest, wie sie in Klassenzimmern oder bei Feiertagsreden üblich sind, verrichtete eine alte Frau ihr Gebet. Mein Vater stand auf der fünften Stufe, ich auf der dritten, und so warteten wir ab. Da wir vor dem Haus die Schuhe ausgezogen hatten, schien es mir, als hätten wir in unseren Strümpfen nicht das leiseste Geräusch gemacht. Demnach würde uns die Frau, wenn sie zum Abschluss des Gebets den Kopf nach links wandte, urplötzlich erblicken und – da die ohnehin schon geisterhafte Erscheinung meines Vaters im Halbdunkel noch größer und unheimlicher wirkte – mit ihren Entsetzensschreien das ganze Dorf wecken. Nichts dergleichen geschah. Die Frau stand zu unserer Rechten und entdeckte uns bereits beim ersten Teil des Gebetsgrußes¹. Erst fiel mein Blick auf ihre Lippen, die sich aber kaum regten. Dann sah ich ihre Augen und die hervorstehenden Wangenknochen. Als die Frau zur anderen Seite grüßte, ging durch mein Herz ein zärtlicher Hauch. Wenn ich nur an ihrem Kopftuch riechen dürfte, sagte ich mir. Es war aus weißem Musselin, wie das meiner Großmutter. Nun wandte die Frau ihren liebevollen

Blick wieder uns zu und nickte sanft in Richtung der Tür gegenüber.

«Ömer», sagte sie, «Fatma ist da drinnen, geht nur hinein.»

«In Ordnung», erwiderte mein Vater. «Es geht dir gut, ja?»

Wieder nickte die Frau nur, und wir betraten das Zimmer. Es saß eine junge Frau darin, die in den Abend hinein ein Lied sang. Bei unserem Anblick stand sie lächelnd auf.

Es roch nach überreifen Früchten in dem Zimmer. Der Teppich leuchtete unter der Petroleumlampe feuchtrot wie kochende Marmelade.

Durch den merkwürdigen Ausflug war meine Neugierde aufs äußerste gereizt, und ich versuchte mir alles einzuprägen, aber da sagte mein Vater auch schon, noch bevor er den Gruß der Frau erwiderte: «Komm, geh hinaus zu Emin und hilf ihm mit den Pferden. Sie sollen nicht in den Stall, bevor sie Wasser gelassen haben.»

Das hatten sie bereits, und im Stall waren sie auch schon und hatten Heu vor sich. Emin saß an der Schwelle zum Stall und schnitt mit einem Taschenmesser Kerben in einen Ast. Ich setzte mich zu ihm, aber er sah mich nicht an. Er schnitzte wohl nur deshalb so nervös an dem

Stock herum, weil er nicht wusste, was er mit mir reden sollte.

«Was ist das für ein Ast?», fragte ich schließlich.

Erst erwiderte er nichts, denn er hatte sich in die Hand geschnitten und leckte sich mit seiner spitzen, rosafarbenen Katzenszunge ausgiebig den Finger. Dann stieß er zwischen den kirschroten Lippen hervor: «Ein Kirschast.»

Weiter redeten wir nichts. Der Junge, der so frisch wirkte wie ein Bachlauf in der Sommerhitze, schien längst zu bereuen, sich mir genähert zu haben. Eine tiefe Frauenstimme rief uns ins Haus. Auf dem Boden sitzend aßen wir den Entenbraten mit dem Bulgur und dem Gries im Saft. Die Servietten waren aus dickem Tuch, die Löffel aus Holz. Nur mein Vater und ich bekamen auch Gabeln. Die alte Frau erzählte, in einem Maisfeld sei es vor Kurzem bei Mondlicht zu einem entsetzlichen Versteckspiel mit Wildschweinen gekommen. Ein Junge im Alter von Emin sei von einem Schwein geradewegs entzweigebissen worden. Ausführlich berichtete die Frau, in wessen Feld sich das Ereignis zugetragen hatte, wer der Junge gewesen war und wer die Jäger. Mein Vater gab durch seine Miene zu verstehen, dass er jeden einzelnen von ihnen kann-

te. Emin sah mich fortwährend an. Zum Essen saßen nur wir drei Männer und die alte Frau beisammen; die junge Frau bediente uns. Das Henna auf ihren Handflächen sah ich nur, wenn sie auf den niedrigen Tisch eine Schüssel stellte. Wir aßen dort, wo die alte Frau gebetet hatte. Nach dem Essen gingen wir in ein Zimmer im Obergeschoss, in dem Emin sogleich den Ofen anschürte. Dann kauerte er auf einem schwarzen Ziegenfell nieder, auf dem er sich nach einer Weile ausstreckte. Er ragte kaum über das Fell hinaus.

Die alte Frau döste auf einem Kissen und hielt mir dabei die Hand, sodass der Schlaf wie eine ansteckende Krankheit über mich kam. Mir fielen die Augen zu. Ich löste meine Hand aus der sanften, unschuldigen Hand der alten Frau und streckte sie nach Emin aus, der weiter weg auf einem Fell lag.

Mein Vater saß indessen mit der jungen Frau auf der Polsterbank. Von seiner aufglühenden Zigarette kräuselte sich geheimnisvoller Rauch empor. Die beiden sprachen über Hochzeiten, über junge Mädchen und Burschen. Beim letzten Knacken eines verkohlenden Holzstücks verzog sich Emins Gesicht. Ich schlief ein.

Als ich geweckt wurde, graute der Morgen.

Auf dem Weg zurück in das gediegene Stadthaus, in das mein Vater eingeheiratet hatte, hatte ich noch immer den Geruch der frischen, dampfenden Büffelmilch in der Nase, spürte den Morgennebel im Gesicht, die Lippen der alten Frau auf meiner Stirn und zwischen meinen Fingern die dicken Finger meines Bruders Emin.

Lange hielt ich diese Eindrücke fest, wie auf den Platten der Schnellfotografen. Dann vergilbten und verschwammen sie.

DER SAMOWAR

«Der Muezzin hat schon gerufen. Steh auf, Junge, sonst kommst du zu spät.»

Ali hatte endlich Arbeit gefunden. Seit einer Woche ging er in die Fabrik. Seine Mutter war darüber heilfroh. Sie hatte bereits ihr Morgengebet verrichtet, es aber nicht über sich gebracht, den Jungen, der von blinkenden, ratternden Maschinen, von triefendem Öl und dröhnenden Dieselmotoren träumte, schon früher zu wecken. Ali war hochgewachsen und kräftig gebaut, doch sein Gesicht sah noch kindlich aus. Verschwitzt und mit rosiger Haut lag er da, als wäre er gerade von der Arbeit nach Hause gekommen.

Der Schornstein der Fabrik in Halicioğlu reckte sich wie ein Hahnenkamm der hinter Kağıthane² aufscheinenden Morgenröte entgegen. Fast wirkte es, als würde er gleich krähen.

Endlich war Ali wach. Er umfasste die Beine seiner Mutter. Dann zog er sich wie immer die Decke ganz über den Kopf, bis die Mutter ihm die herausstehenden Füße kitzelte. Er sprang aus dem Bett, auf das Mutter und Sohn sich sogleich

wieder fallen ließen, die Mutter mit einem Jungmädchenlachen, das sie glücklich aussehen ließ. Waren sie nicht Kinder eines Viertels, in dem nur wenige glücklich waren? Was hatte die Mutter anderes als ihren Sohn und der Sohn anderes als seine Mutter? Umschlungen gingen sie ins Esszimmer, in dem es nach geröstetem Brotduftete. Der Samowar brodelte gemütlich vor sich hin. Für Ali war der Samowar wie eine Fabrik, die keine Mühsal kannte, keinen Streik und keine Unfälle. Nur Düfte, Dämpfe und morgendliches Glück wurden darin produziert.

Außer dem Samowar liebte Ali auch die Kupferkanne, aus der vor dem Fabriktor allmorgendlich Salep³ ausgeschenkt wurde. Und die Klänge, die er dort hörte. Das Trompeten aus der Militärschule in Halıcıoğlu und der langgezogene, übers Goldene Horn⁴ schallende Sirenenton der Fabrik weckten bei Ali Sehnsüchte und ließen sie wieder verklingen. Unser Ali hatte durchaus einen Sinn fürs Poetische. Zeigt ein Elektroarbeiter in einer Großmühle Empfindsamkeit, so ist das, als würde ein Transatlantikdampfer ins Goldene Horn einfahren. Aber so sind wir nun mal, egal ob wir Ali, Hasan oder Mehmet heißen: Tief im Herzen ist jeder von uns ein Löwe.

Ali küsste seiner Mutter zum Abschied die

Hand und fuhr sich dann mit der Zunge über die Lippen, als hätte er etwas Süßes gegessen. Seine Mutter musste wieder lachen, obwohl er das schon eine Weile so machte. Aus einem Blumentopf im Gärtchen draußen zupfte Ali ein Basilikumblatt ab, zerrieb es zwischen den Fingern und roch daran. Dann trollte er sich.

Der Morgen war kühl, das Goldene Horn lag im Nebel. Am Bootsteg traf Ali seine Kollegen, lauter aufgeweckte Burschen. Zu fünft setzten sie über.

Den ganzen Tag über arbeitete Ali voller Eifer, ohne sich jedoch vor den Kollegen hervortun zu wollen. Am liebsten werkelte er unauffällig vor sich hin. Dabei hatte er gelernt, dass manchmal auch Klappern zum Handwerk gehörte, und zwar von seinem Meister, einem deutschen Elektriker, der ihm die Kniffe und Finessen der Arbeit beibrachte. Um sich von anderen abzuheben, die so geschickt waren wie man selbst, musste man nur flinker wirken, also Sportsgeist an den Tag legen, jugendlichen Eifer.

Am Abend ging Ali mit dem guten Gefühl nach Hause, den Kollegen ein guter Kumpel zu sein und den Vorgesetzten ein zuverlässiger Arbeiter.

Er umarmte seine Mutter und lief gleich wei-

ter ins Kaffeehaus zu seinen Freunden, mit denen er Karten spielte. Danach sah er einer heiß umkämpften Partie Tavlá⁵ zu und ging anschließend heim. Seine Mutter verrichtete gerade ihr Abendgebet. Er kniete vor ihr nieder, schlug auf ihrem Gebetsteppich Purzelbäume und streckte ihr die Zunge heraus. Noch bevor die Frau ihr Gebet beendet hatte, schaffte Ali es, sie zum Lachen zu bringen.

«Ach Ali, hör auf, das ist doch eine Sünde, Junge, mach das nicht!», protestierte sie.

«Gott verzeiht das schon», erwiderte Ali. Und mit einer Unschuldsmiene fügte er hinzu: «Meinst du nicht, dass Gott auch mal lacht?»

Nach dem Essen vertiefte sich Ali in ein Nat-Pinkerton-Heft⁶. Seine Mutter strickte an einem Pullover für ihn. Dann holten sie die nach Lavendel duftenden Matratzen aus dem Schrank und legten sich schlafen.

Als der allmorgendliche Gebetsruf ertönte, weckte die Mutter Ali wieder.

Im Esszimmer duftete es nach geröstetem Brot, und der Samowar brodelte gemütlich. Für Ali war der Samowar wie eine Fabrik, die keine Mühsal kannte, keinen Streik, keinen Chef. Nur Düfte, Dämpfe und morgendliches Glück wurden darin produziert.

Der Tod seiner Mutter kam zu Ali wie ein Gast, wie eine fromme Nachbarsfrau. Stets machte die Mutter dem Jungen das Frühstück und das Abendessen und hatte sonst nicht viel zu tun, doch schmerzte ihr immer wieder das Herz, und wenn sie abends zu schnell die Treppenstufen nahm, fühlte sich ihr Körper, der nach Falten und Musselin roch, matt, verschwitzt und weich an.

Eines Morgens, als Ali noch schlief, erlitt sie am Samowar einen Schwächeanfall und sackte auf einen Stuhl. Es war zu Ende.

Ali wunderte sich zwar, dass seine Mutter nicht kam, aber begriff zunächst nicht, wie spät es schon war. Da drang durch das geschlossene Fenster hindurch die Fabriksirene an sein Ohr, viel weniger hoch und kreischend als sonst, wie durch einen Schwamm gedämpft. Er sprang aus dem Bett. Von der Tür zum Esszimmer aus sah er die Tote auf den Tisch gestützt dasitzen wie im Schlummer. Er dachte wirklich, sie schlafe. Langsam ging er auf sie zu und fasste sie an den Schultern. Als er die Lippen auf ihre schon erkaltenden Wangen legte, durchzuckte es ihn.

Wie wir es auch anstellen: Angesichts des Todes agieren wir nicht anders als gute Schauspieler. Gute Schauspieler, mehr nicht.

Er umfing sie mit den Armen und zog sie auf ihr Bett. Dann deckte er sie zu, um ihren Körper zu wärmen, und suchte ihr mit seinem eigenen Körper wieder Leben einzuflößen. Hilflos ließ er sie schließlich aufs Kopfkissen sinken. Sosehr er weinen wollte, er brachte es an jenem Tag nicht fertig. Die Augen brannten ihm fürchterlich, aber nicht eine Träne kam heraus. Er sah in den Spiegel. War es denn selbst in allerhöchster Trauer nicht möglich, anders auszusehen als nach einer schlaflosen Nacht?

Am liebsten wäre es ihm gewesen, er wäre auf der Stelle ergraut, ein fürchterlicher Schmerz hätte ihn gebeugt, und er hätte sich entsetzlich alt und schwach gefühlt. Er sah noch einmal zu der Toten hin. Es war kein schlimmer Anblick.

Vor allem das Gesicht der Mutter war sanft und gütig wie eh und je. Mit ruhiger Hand drückte er der Toten die noch halb geöffneten Augen zu. Dann stürzte er aus dem Haus und sagte einer alten Nachbarin Bescheid. Während immer mehr Frauen angelaufen kamen, machte er sich auf den Weg zur Arbeit. Bei der Fahrt über das Goldene Horn kam ihm der Tod schon sehr vertraut vor.

Nebeneinander hatten sie stets geschlafen, un-

ter der gleichen Decke. In seiner Güte hatte der Tod, sobald er in seine Mutter gefahren war, alles Weiche und Empfindliche von ihr angenommen. Nur etwas kalt war er, der Tod. Ansonsten nicht so schlimm, wie man immer dachte. Nur etwas kalt, weiter nichts.

Tagelang lief Ali durch die leeren Zimmer. In der Nacht saß er da, ohne Licht anzumachen. Er horchte auf die Nacht. Dachte an seine Mutter. Aber weinen konnte er nicht.

Eines Morgens im Esszimmer standen sie einander gegenüber, der Samowar und er. Der Samowar auf dem Wachstuch des Esstischs, ruhig und glänzend, als hätte sich die Sonne in sein gelbes Messing gebohrt. Ali fasste ihn an beiden Griffen und schaffte ihn außer Sichtweite. Dann sackte er auf einen Stuhl und begann zu weinen, und weinte sich aus wie ein stiller Regen. Nie wieder brodelte der Samowar in dem Haus.

Stattdessen trat eine Salep-Kanne in Alis Leben.

Am Goldenen Horn ist es im Winter kälter und nebliger als irgendwo sonst in Istanbul. Wer schon frühmorgens über das schlammig verkrustete Eis auf den ramponierten Gehsteigen laufen musste – Lehrer, Viehhändler, Metzger –, der lehnte sich zwischendurch gerne ein wenig an

die mächtige Fabrikwand und trank mit Ingwer und Zimt bestreuten heißen Salep.

Da standen sie dann, Arbeiter, Lehrer, Viehhändler, Metzger, und manchmal auch arme Schüler, die Salep-Tasse in den behandschuhten Händen, mit dem Rücken gegen die mächtige Fabrikwand gelehnt. Die Nase lief, der Kopf brodelte wie ein streikgequälter Messing-Samowar, und Schluck für Schluck tranken sie den Salep, der mit den Resten ihrer Träume bestreut war.

DIE HOCHZEITSNACHT

Trotz seiner sechzehn Jahre stand Ahmet noch nicht im Melderegister. Er hatte einen dunklen, fast schwarzen Teint und glänzende Haare, die seiner schmalen Stirn und der platten Nase einen bläulichen Schimmer verliehen. Seine Wangen waren von erstem Bartflaum bedeckt, und unter der Kleidung ließ sich ein schlanker, voll entwickelter Körper erahnen. Sein Vater, der ihn zum Meldebeamten brachte, wurde von diesem sogleich angefahren.

«Ja schämen Sie sich denn nicht? Warum haben Sie den Jungen nicht schon längst gemeldet? Und bei der Volkszählung, was haben Sie da getrieben?»

Bei der Volkszählung hatten sie Ahmet im Strohschuppen versteckt. Sie dachten, es sei wieder Krieg und ihr einziger Sohn Ahmet müsse, auch wenn er erst zwölf war, zu den Soldaten. Die Sache hatte sich dann aufgeklärt, aber Ahmet zählte noch immer nicht als türkischer Staatsbürger. Das müsse sich ändern, fand sein Vater Rüstem schließlich.

Der Meldebeamte fragte: «Zwanzig ist der Junge also?»

Es war nötig geworden, den sechzehnjährigen Ahmet mit einer sechsundzwanzigjährigen Frau zu verheiraten – die offiziell achtzehn war.

Es war ein dunkler Herbstabend, es goss in Strömen, und der Himmel hing tief ins Dorf herab. Ahmet wurde von laternentragenden Männern über den Dorfplatz geführt, auf dem Kastanienhaufen lagerten.

Der Schwarze Abdi ließ sich mit Ahmet ein wenig zurückfallen und sagte zu ihm: «Ahmet, jetzt hör mir mal gut zu, was ich dir als Trauzeuge sage.» Er legte eine Pause ein. «Wenn wir dir auf die Schulter geklopft haben und die Tür hinter euch zugeht, verrichtest du auf dem Gebetsteppich in dem Zimmer erst einmal zwei Gebete, verstanden?»

Es schüttete, was es nur konnte. Im schwachen Laternenschein gingen sie dahin, ohne auf die Pfützen zu achten, bis sie völlig durchnässte Hosenbeine hatten.

Als sie am Kaffeehaus vorbeikamen, wischten einige junge Gäste neugierig lächelnd die beschlagenen Scheiben frei. Ein paar Ältere, die bis dahin schweigend über Steuersorgen gegrübelt

hatten, traten an die Tür und bedachten Ahmet mit anzüglichen Bemerkungen.

Verwirrt stolperte Ahmet in einen Kastanienhaufen und tat sich an den Stacheln weh. Ali half ihm wieder auf und rief der vorauseilenden Truppe mit den Laternen nach: «Wartet doch!» Und zu Ahmet gewandt sagte er: «Na ja, den Rest muss ich dir hoffentlich nicht erklären, bist ja ein großer Junge!»

Ahmet erwiderte nichts. Immer noch schmerzten ihn die Hände. Er schien an etwas herumzukauen. An einer Kastanie? Oder einer Frage? Sie holten die anderen wieder ein. Gemeinsam hatten sie zuvor ein paar Glas Raki getrunken, und nun ließ jeder dem Jungen mit den glänzenden Augen und dem hochgewachsenen, schlangengeschmeidigen Körper einen scherzhaften oder auch ernst gemeinten Ratschlag zukommen.

Wie weit Gülüms Haus an diesem Abend doch entfernt war! Um dem entsetzlichen Regen zu entkommen, rannten sie jetzt geradezu. Als sie das Haus erreichten, wurde ihnen von den Frauen drinnen eilig die Tür geöffnet. Der Bräutigam war über und über mit Schlamm bespritzt, und die Frauen machten sich sofort ans Reinigen. Der Anzug aus dunkelblauer Wolle hatte nun die gleiche Farbe wie Ahmets Haar.

Durch den Flaum, der nass auf Ahmets Wangen glänzte, wirkte der Junge weniger unansehnlich als sonst. Als er sein Taschentuch herausholte und sich damit die wie Schweiß anmutende Nässe abwischte, glich sein Gesicht einem polierten Apfel.

Ahmet sah niemanden an und zog sich noch immer Stachelreste aus den Händen. Man brachte ihm Kaffee, den er entgegen Abdis Warnung in zwei Schlucken hinunterstürzte. Das Zittern, von dem sein ganzer Körper erfasst war, erinnerte ihn an seine Beschneidung vor vier Jahren. Dann wurde er vom Stuhl gezogen, von allen mit kräftigem Schulterklopfen bedacht und in ein Zimmer geschoben.

In dem niedrigen, halbdunklen Raum hingen in Girlanden Weintrauben, Äpfel, Birnen und Quitten von der Decke, sodass einem vom Duft ganz schwindlig wurde. Aber nicht nach Obst allein roch es, auch nach Musselin, nach Brautkleid und sehr nach Frau.

Er schloss das Fenster und sah durch die Scheibe den Frauen und Männern nach, die einer nach dem anderen mit ihren Laternen das Haus verließen. Dann wandte er sich um, erblickte auf einer Konsole mit Fliegendreck beschmutzte Papierblumen und ein Soldatenfoto und rückte

beides zurecht. Er drehte die Petroleumlampe herunter. Währenddessen stand die Frau bewegungslos da. Ahmets Blick fiel auf den Gebets-teppich. Hastig legte er den Teppich zusammen und feuerte ihn in eine Ecke. Er stellte sich vor den Spiegel und sah in sein gerötetes Gesicht. Die Frau setzte sich ans Fenster. Genau wie der Schwarze Abdi es angekündigt hatte, war in ihrer Nähe ein Sitzkissen frei. «Du setzt dich ihr gegenüber», hatte Abdi gesagt, «und dann redest du mindestens eine Stunde mit ihr.» Was sollte er denn reden mit einer Frau, die er nicht kannte? Ihm brannte der Kopf, und an allen Nervensträngen zerrte es. Er blickte nochmals in den Spiegel. Dann starrte er lange auf den Docht der Petroleumlampe, als suchte er etwas darin, und schließlich drückte er ihn mit seinen kräftigen Fingern aus. Die Frau, die in Dunkelheit und Regen hinaussah, war nur noch zu erahnen.

Ahmet setzte sich leise ihr gegenüber auf die Polsterbank. Fahrig drückte er die Hände an die Schläfen. Er war zu keinem klaren Gedanken fähig. Er hörte nur furchtbar laut den Regen trommeln und tosende Geräusche aus dem Dorf; seine anderen Sinne hingegen drehten sich rasend im Leerlauf wie eine wild gewordene Spule. Nicht sein Kopf war schuld an dieser Verwirrt-

heit. Hätten nur die Hunde aufgehört zu bellen und der Regen ein wenig nachgelassen, so hätte er auch wieder klar denken können. Bläulich zuckten nun Blitze ins Zimmer herein. Hatte Ahmet sich bis dahin gefühlt, als wäre er allein in einen seltsamen Raum gesperrt, sah er nun bei einem der Blitze die furchtgeweiteten Augen der Frau vor sich. Das blaue Leuchten schien von ihr auszugehen, schien aus dem Gewand dieses weißlichen Geschöpfes hervorzuzucken. Taten ihm noch die zerstochnen Hände weh? Oder hatte er zu viel gegessen und verspürte dieses schmerzhaft Schwere im Magen? Alles verschwamm ihm vor den Augen, es sauste in seinem Kopf, und kalter Schweiß brach ihm aus. Zitternd wie im Malariafieber sackte er zu Boden.

Als er am nächsten Morgen erwachte, sah er die Frau am anderen Ende der Polsterbank in ihrem Gewand vergraben schlafen.

Der Regen hatte nachgelassen, verdüsterte aber noch die Morgendämmerung und den Platz vor dem Haus. Vereinzelt hörte man Hunde bellen. Die Glocken der vorbeiziehenden Kühe klangen nach Nässe und Nebel. Ahmet sah verdrossene, in ihre Filzumhänge verkrochene Hirten.

SAIT FAİK ABASIYANIK
*Geschichten aus
Istanbul*



Sait Faik Abasiyanik

Geschichten aus Istanbul
Erzählungen

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 384 Seiten,
9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-7175-2288-1

Manesse

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Ein zärtliches Porträt von Istanbul

Sait Faiks Istanbul ist ein Kosmos wundersamer und doch ganz normaler Menschen. Der Straße abgelauscht, im Kaffeehaus notiert, verleiht jede seiner unvergesslichen Geschichten der Vielvölkermetropole ein eigenes Gesicht: Die sanfte Barfrau Melâhat hilft einem phlegmatischen Kaufmannssohn beim Erwachsenwerden; Haydas, ein Kaffeehausbesitzer, verliert sein Herz an einen gefräßigen Seehund; Ahmet und Gülüm beginnen ihre arrangierte Ehe mit einer ungewöhnlichen Hochzeitsnacht. Sait Faiks atmosphärisch-dichte, skizzenartige Erzählungen schlugen in der türkischen Literatur des 20. Jahrhunderts einen völlig neuen Ton an. Mit dieser Kurzprosa führte er sie stilistisch wie thematisch in die Moderne.

 [Der Titel im Katalog](#)